

Demski, Denise (2017). *Evidenzbasierte Schulentwicklung. Empirische Analyse eines Steuerungsparadigmas*. Wiesbaden: Springer VS. DOI 10.1007/978-3-658-18078-2, 478 Seiten.

Der evidenzbasierten Medizin liegt die Idee zu Grunde, dass sich das ärztliche Handeln am Stand der besten Studien zum jeweiligen Problem ausrichten soll; dieses Gebot wird ergänzt um eine Hierarchie der Qualität von Studien: Den «Goldstandard» repräsentieren Experimentalstudien mit einem Kontrollgruppendesign, bei dem die Verteilung auf Test- und Kontrollgruppe nach dem Zufallsprinzip erfolgt. Im Schulkontext sind solche Studien nur schwierig zu realisieren, gleichwohl ist der Ruf nach Evidenzbasierung sowohl unter erziehungswissenschaftlichen wie auch unter bildungspolitischen Vorzeichen attraktiv: Wie sonst sollte Bildung «veranstaltet» werden, wenn nicht nach dem Gebot der besten vorliegenden Studien? Selbst wenn der Goldstandard nur schwer erreichbar ist, ermöglichen internationale Leistungsstudien wie PISA oder nationale Lernstandserhebungen wie die deutschen Vergleichsarbeiten auf der dritten und achten Jahrgangsstufe (VERA 3 & VERA 8) eine Annäherung an die Gütekriterien der evidenzbasierten Medizin. Ob diese Annäherung gelingt, hängt von der Aussagekraft der Testdaten sowie der Nutzungsbereitschaft von Lehr- und Leitungspersonen ab.

Denise Demski untersucht diese Fragen in ihrer Dissertation anhand von qualitativen und quantitativen Daten, die im Zeitraum von 2010 bis 2013 bei Lehr- und Leitungspersonen an Schulen in Rheinland-Pfalz gewonnen wurden. Der Blickwinkel beschränkt sich nicht nur auf PISA und VERA, sondern auch auf eine Reihe von weiteren Evidenzquellen, zu denen auch Schulinspektionen gehören. Dem breiten und gut begründeten Evidenzverständnis der Arbeit entspricht es, dass ergänzend Schülerfeedbacks, kollegiale Hospitationen, Schulstatistiken und Aufgabensammlungen sowie Beiträge in fachdidaktischen Zeitschriften als potentielle Orientierungshilfen in die Befragungen der schulischen Akteure einbezogen wurden.

Die Autorin bettet die empirische Untersuchung in den theoretischen Rahmen eines Angebots-Nutzungs-Modells ein, das sich unter anderem auf die international geführte Diskussion über «data-driven decision-making» stützt. Zudem stützt sie sich auf das Konzept der Organisationskultur und nutzt mit dem *Competing Values Framework (CVF)* von Cameron und Quinn einen Ansatz, der sich im Bereich der Unternehmensforschung sowie auch im öffentlichen Sektor recht gut bewährt hat. Die Organisationskultur gehört ganz wesentlich zum «Plot» der Arbeit: Es geht nicht nur um individuelle Determinanten der Nutzung von Evidenzen, sondern auch um die Frage, welchen Einfluss die Organisationskultur und der innerhalb einer Schule praktizierte Führungsstil auf diese Nutzung haben. Es ergibt sich ein Zwei-Ebenenmodell, bei dem zum einen nach generellen Mustern im Antwortverhalten von Lehr- und Leitungspersonen und zum anderen nach spezifischen lokalen Mustern gesucht wird, in

denen das Profil einzelner Schulen hervortritt.

In den Ergebnissen bestätigen sich bei den generellen Mustern wichtige Befunde der internationalen Forschung: Lehrpersonen können vor allem etwas mit Daten anfangen, auf deren Entstehung sie selbst wesentlichen Einfluss haben (was dann aber auch mit der Gefahr verbunden ist, dass sie für Gefahren der Verzerrung und der Fehlrepräsentation blind sind). Vergleichsarbeiten und Inspektionsberichte stossen daher auf beträchtliche Vorbehalte, weil sie vom spezifischen Kontext einzelner Klassenzimmer abstrahieren und weil sie in erster Linie als Elemente der externen Kontrolle erscheinen. Schulleitungen stehen aufgrund ihrer Verantwortung für die Schule als Ganzes dem externen Feedback aufgeschlossener gegenüber, bleiben aber im Hinblick auf den Rechenschaftsdruck ebenfalls reserviert.

Die Mehrebenenanalyse lässt jeweils auf der individuellen wie auf der organisatorischen Ebene drei Cluster hervortreten, wobei jeweils das Cluster mit einer deutlich ausgeprägten Datenorientierung am kleinsten ist. Auch bei dieser Orientierung deutet sich allerdings an, dass sich das Hauptaugenmerk der Akteure jeweils einer bestimmten aktuellen Datenquelle zuwendet – es fehlt in der Praxis demnach an komplexen und langfristigen Strategien, durch die verschiedene Evidenzquellen nachhaltig miteinander verbunden werden. Die Studie bestätigt insofern auch viele Befunde, die Defizite bei der Datenkompetenz schulischer Akteure konstatieren: Insgesamt sei die Evidenzbasierung im schulischen Feld erst schwach ausgeprägt.

Während evidenzbasiertes Handeln auf der individuellen Ebene stark von der wahrgenommenen Aussagekraft der Daten sowie dem Grad der Auseinandersetzung begünstigt wird, treten auf der organisationalen Ebene eine starke Gemeinschaftsorientierung und eine starke Orientierung an situativen Erfordernissen als begünstigende kulturelle Faktoren hervor. Der CVF erweist sich auch in dieser Studie als robust; trotz grosser methodologischer Sorgfalt führen die statistischen Befunde des Mehrebenenmodells allerdings nicht zu einer rundum befriedigenden Lösung, wobei die Autorin diese Problematik umsichtig erörtert: Geringe Fallzahlen pro Schule stellen hier ein wichtiges Problem dar; und ein weiteres Problem ergibt sich daraus, dass verschiedene Schulstufen und Schulformen im Spiel sind.

Die Interviewstudie liefert Hinweise darauf, dass es manchen Schulen gelingt, verschiedene Evidenzquellen relativ verlässlich zum «Sprudeln» zu bringen. Diesen innovativ ausgerichteten Schulen stehen andere Schulen gegenüber, die sich durch eine Verweigerungshaltung auszeichnen. Weiterbildung stellt in dieser Hinsicht eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung des Wandels dar. Wenn es um die Frage geht, ob sich eher eine innovative oder eine verweigernde Haltung in der Schule durchsetzt, spielen die Leitungspersonen eine Schlüsselrolle.

*Prof. Dr. Carsten Quesel, Pädagogische Hochschule FHNW*